

As far as I can see, I see.

Über das Sehen und die Grenzen der Gewissheit

Gabriele Viertel · 2026

Unsere Sinne ermöglichen es uns, die Umwelt wahrzunehmen, uns in ihr zu orientieren und auf sie zu reagieren. Ihre überlebenswichtigen Funktionen haben sich im Laufe der Evolution entwickelt.

Das Gehirn deutet die aufgenommenen Sinneseindrücke, um Gefahren zu erkennen, Situationen einzuschätzen und Entscheidungen für unser Handeln abzuleiten. Dabei greift es auf Erfahrungen, Erinnerungen und Erwartungen zurück. Es erkennt Muster, stellt Zusammenhänge her und ermöglicht uns, auch auf unvollständiger Informationsgrundlage zu handeln.

Doch gerade darin liegt eine Besonderheit: Was wir aufgrund des Gesehenen für wahrscheinlich halten, muss nicht zwangsläufig zutreffen.

Unsere Wahrnehmung ermöglicht Orientierung. Sie garantiert keine Gewissheit.

Was uns vertraut erscheint, erkennen wir meist unmittelbar. Wir müssen nicht jedes Mal neu hinterfragen, was wir sehen. Vertraute Eindrücke erhalten ihre Bedeutung oft, ohne dass wir uns des Vorgangs ihrer Interpretation bewusst werden.

Doch unsere Vorstellungen entstehen nicht allein aus eigener Erfahrung. Sie werden ebenso durch Erziehung, kulturelles Umfeld und gesellschaftliche Prägungen beeinflusst.

Was wir für selbstverständlich halten, ist deshalb nicht unbedingt allgemeingültig. Dieselbe Situation kann unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert werden. Je vertrauter uns eine Deutung ist, desto weniger Anlass sehen wir möglicherweise, sie infrage zu stellen.

Doch Vertrautheit bedeutet nicht, dass wir verstanden haben.

Erkennen wir, was wir sehen, oder sehen wir, was wir bereits zu kennen glauben?

Wie bewusst ist uns der Einfluss unserer Erfahrungen und Erwartungen? Und wie bereit sind wir, eine vertraute Vorstellung zu überprüfen, wenn neue Wahrnehmungen ihr widersprechen?

Diese Fragen betreffen nicht nur unsere Orientierung im Raum, sondern auch unsere Begegnungen mit anderen Lebewesen.

Die äußere Erscheinung eines Gegenübers kann bereits Vorstellungen und

Erwartungen hervorrufen, die weit über das unmittelbar Wahrnehmbare hinausreichen. Was wir sehen, verbinden wir mit dem, was wir zu wissen glauben.

Dabei bleibt vieles verborgen, was ein Lebewesen ausmacht.

Zwischen Wahrnehmung und Bewertung liegt somit eine Unterscheidung, die uns nicht immer bewusst ist.

Wo endet das, was wir wahrnehmen, und wo beginnt das, was wir dem Wahrgenommenen zuschreiben?

Was aber geschieht, wenn die vertrauten Anhaltspunkte fehlen? Wenn sich das Wahrgenommene nicht eindeutig zuordnen lässt und unsere bisherigen Erfahrungen keine unmittelbare Erklärung bieten?

Das Bedürfnis, dem Wahrgenommenen eine Bedeutung zu geben, findet nicht unbedingt eine Antwort.

Die Wahrnehmung bleibt bestehen, während die Identifikation offenbleibt.

Vielleicht verändert sich in diesem Moment unsere Aufmerksamkeit. Wo wir nicht unmittelbar erkennen, beginnen wir genauer wahrzunehmen. Was zunächst selbstverständlich erschien, wird fraglich. Was wir zu kennen glaubten, entzieht sich möglicherweise einer eindeutigen Deutung.

Wird uns unsere Wahrnehmung bewusster, wenn eindeutige Informationen fehlen?

Oder zeigt sich darin, wie sehr wir gewohnt sind, das Wahrgenommene durch Wiedererkennen zu erschließen?

Vielleicht liegt darin eine Möglichkeit, unser Verhältnis zum Sehen neu zu betrachten.

Nicht indem wir versuchen, unsere Erfahrungen und Erwartungen auszublenden. Sie sind Teil unserer Wahrnehmung und ermöglichen uns überhaupt erst, uns in der Welt zurechtzufinden.

Aber wir können möglicherweise lernen, zwischen dem, was wir wahrnehmen, und dem, was wir daraus schließen, bewusster zu unterscheiden.

Vielleicht geht es nicht darum, mehr zu sehen, sondern weniger schnell zu glauben, dass wir bereits wissen, was wir sehen.